VÖLKERKUNDLICHE ABHANDLUNGEN · BAND I

BEITRÄGE ZUR VÖLKERKUNDE SÜDAMERIKAS

Festgabe für Herbert Baldus
zum 65. Geburtstag

1964 – Hannover
Niedersächsisches Landesmuseum
Abteilung für Völkerkunde

Kommissionsverlag
Münstermann-Druck GmbH, Hannover

Biblioteca Digital Curt Nimuendajú - Coleção Nicolai
www.etnolinguistica.org

Indianische Persönlichkeit bei dem Gé-Volk der Kayapó

von Anton Lukesch, Graz

Inhalt

Einleitung
I. Kindheit und Jugend — Die Entfaltung der Persönlichkeit
II. Die Frau als Persönlichkeit
III. Persönlichkeit und Gefühlsleben
IV. Der führende Mann
V. Im Lichte des Ethos
VI. Persönlichkeit und Weltanschauung

Einleitung

Unter Persönlichkeit sei in dieser Studie eine Person, ein Einzelindividuum verstanden, das aus der gesellschaftlichen Umwelt, der es angehört, hervorragt, das diese Gemeinschaft weitestgehend repräsentiert und andererseits durch seine Bedeutung auch das Leben der Gemeinschaft beeinflußt und mitgestaltet. Bei Persönlichkeit im weiteren Sinne handelt es sich um das Zusammenspiel der physischen, geistigen, moralischen und sozialen Eigenschaften eines Menschen, wie es sich in den Wechselbeziehungen, im Austausch des gesellschaftlichen Lebens offenbart. Der Begriff umfaßt die natürlichen und erworbenen Impulse, Gewohnheiten, Interessen und Komplexe, die Gefühle, Ideale, Meinungen und Überzeugungen, die sich im Wirken des Individuums auf seine soziale Umwelt manifestieren (vergl. Drever, 1952, S. 203). In dieser Arbeit aber ist der Begriff der Persönlichkeit enger gefaßt. Es handelt sich hier um die Darstellung der Eigenschaften eines Individuums, das selbstbewußt, selbständig und sich selber getreu handelt, das gerade deshalb von der Gemeinschaft, der es angehört, als Vorbild anerkannt wird, von ihr getragen ist und eine führende und gestaltende Rolle in ihr innehat.

Die Entdeckung der Persönlichkeit innerhalb einer Gemeinschaft und die Zusammenfassung ihrer Eigenschaften kann nur intuitiv erfolgen. Menschen als Ganzheiten mit ihren charakteristischen Eigenschaften können am besten erkannt werden aus ihren Verhaltungsweisen im Zusammenleben mit ihnen. Ebenso wird das Erleben wohl am besten lehren, welche Menschen in ihrer Gemeinschaft Anerkennung finden und als Vorbilder gelten, denen man sich anvertrauen und unterordnen kann. Dazu kommt als Quelle noch alles, was die Meinung dieser Gesellschaft selber über die Persönlichkeit und deren vor-

bildhafte Eigenschaften dokumentiert. Bei einem Naturvolk, das kein Schrifttum kennt, ist man dabei auf die Aussprüche und Erklärungen einzelner angewiesen sowie auf den Schatz der von den Vätern ererbten Erzählungen und Mythen. Mein Zusammenleben mit den nördlichen Kayapó-Indianern des mittleren Xingubeckens, mit deren verschiedenen Stammesgruppen (Gorotíre, Kubenkrãkein, Kokraimóre und Krenkatí) in den Jahren 1952—1958 und meine Bemühungen, in deren Geistesleben einzudringen, lassen mich den Versuch einer Darstellung der indianischen Persönlichkeit wagen. Freilich können hier nur Aspekte geboten werden — Andeutungen und Hinweise —, da es sich darum handelt, das Bild vom Menschen zu schildern, wie es dem Indianer erscheint.

I.

Kindheit und Jugend — Die Entfaltung der Persönlichkeit

Wenn die Indianerin ein Kind unter dem Herzen trägt, so kreist ihr ganzes Denken um dieses werdende Wesen. Sie unterwirft sich vielen Tabugesetzen, sie enthält sich vieler Speisen genauso wie ihr Gatte, um das neue Leben zu schützen und ihm eine glückliche Zukunft zu sichern. Aber bis zu ihrer schweren Stunde führt die Indianerin dabei ihr gewohntes Leben weiter, das mit so vielen körperlichen Mühen, mit überraschenden Ereignissen und Aufregungen erfüllt ist. Rührend ist danach die Sorge der Mutter um das Neugeborene und später um ihr Kleinkind. Sie nährt es an der Brust bis zum 3., 4. Lebensjahr. In ihrem bewegten Leben hat sie das Kind stets bei sich. Bei ihrem weiten Gang — immer im Laufschritt — im Morgengrauen oder noch im Dunkel hinaus zu den Pflanzungen hat sie das Kleinkind im Traggürtel an der Brust, eines führt sie an der Hand und die Größeren laufen nebenher. Das gleiche Bild kann man beobachten, wenn sie gegen Sonnenuntergang von der Pflanzung heimkommt. Nur hängt ihr nun auch noch der Tragkorb an einem Stirnband über dem Rücken, schwer von den Früchten, die sie heimbringt. Zwischen Nacken und Korb hat sie noch einen Berg von Ästen und Scheitern aufgetürmt, das Brennholz für den Erdherd. An die schweratmende, von Schweiß benetzte Brust schmiegt sich das Kleinkind im Traggürtel, auch jetzt noch führt die Mutter oft behutsam ein Kleines an der Hand und hat ihre Augen noch bei den mitlaufenden anderen. So eilt sie durch die Steppe, so windet sie sich durch das Unterholz im Wald, so watet sie durch eine seichte Stelle im Fluß, so klettert sie eine steile Böschung hinauf. Das Kleinkind behält sie aber auch im Traggürtel, wenn sie bei einem Fest auf dem Dorfplatz in den Reihen der Frauen tanzt.

Neben ihrer Arbeit findet die Frau noch immer genug Zeit, um sich eingehend mit ihrem Kind zu beschäftigen. Wenn sie mit den Kalebassen Wasser aus dem Fluß holt, badet sie das Kind lange und spielt fröhlich mit ihm. Stundenlang kann sie auch wieder auf einer Matte im Schatten der Strohhütte sitzen, das Kind auf dem Schoß; sie summt eine monotone Weise, um es schlafend zu erhalten. Neben sich hat sie eine Kürbisschale mit Farbstoff und bemalt das Kind sorgfältig. Sie reibt ihm das Rot des Urucu in die Haut ein, sie zeichnet mit feinen Strichen glänzende schwarze Mäander auf den Körper (Métraux — Dreyfus-Roche, 1958, S. 376). Sie legt ihm die engen Fesseln von Armbändern und Fußbändern aus Baumwolle an, die seine Muskeln stärken sollen, und schmückt es mit vielen Perlenschnüren. Eine Schnur mit Perlen zieht sie auch in die durchbohrte Unterlippe des Knaben ein; sie steckt langsam und behutsam, um nicht zuviel

Schmerz zu verursachen, in das durchbohrte Ohrläppchen die Ohrenpflöcke. Sie rasiert sorgfältig in Dreiecksform den Kopf des etwa Vierjährigen von der Stirne zum Scheitelpunkt hin — und verleiht ihm damit ein Stammeszeichen. Danach heißen die Angehörigen der größten Gruppe der Kayapó-Indianer des mittleren Xingubeckens Kubenkrã-kein = Leute mit dem geschorenen Haupt. Sicherlich wird durch das wechselvolle, bewegte Leben der Mutter, an dem das Kind schon vor der Geburt teilhat und das es danach mit ihr gemeinsam durchmacht, die Impulsivität, die Vitalität, die Spontaneität der Entschlüsse und die Heftigkeit der Reaktionen im Charakter des Kindes angelegt, aber auch Phantasie, Liebesfähigkeit und Zartheit, lauter Zeichen, die später die indianische Persönlichkeit kennzeichnen.

Auch am Leben des Vaters oder Ziehvaters nehmen die Kinder teil. Sie stehen herum, wenn er damit beschäftigt ist, einen Bogen oder eine Keule anzufertigen, oder wenn er seinen Schmuck für das Fest vorbereitet. In der Behandlung des Kindes können Vater und Mutter eine ergreifende Zartheit zeigen; auch gegenüber dem unfolgsamen und unartigen Kind verfügen sie über eine schier unglaubliche Geduld und Langmut, die oft ans Unvernünftige grenzt. Es könnte sein, daß sie sogar bewußt sich Ungehörigkeiten bieten lassen, um die Entwicklung der Persönlichkeit, die nach ihrem Ideal selbständig, kühn und angriffslustig = «dyokre» sein soll, nicht zu behindern. Heftig sind allerdings auch, wie wir verschiedene Male, wenn auch selten, erlebten, die gegenteiligen Reaktionen der Eltern; wenn der Bogen ihrer Langmut einmal überspannt ist, kann es dann wieder zu unvernünftigen Strafen kommen.

Unter dem Spielzeug, das der Vater für den Knaben anfertigt, ist der kleine Bogen schon das wichtigste, auch wenn sein Besitzer noch kaum gehen kann. Überhaupt hat das Spiel der Kinder immer das Tun der Erwachsenen zum Vorbild. Als sportliche Betätigung führt es durch Laufen und andere Bewegung zu körperlicher Ertüchtigung. Wohl kann kein Kind das Dorf ohne die Großen verlassen, doch ist das Kayapó-Dorf ohnedies großräumig. Es gibt dort einen weiten, sandigen, kreisrunden Dorfplatz, ein großes Stück in die Steppe hinaus, ein Stück in den Wald, etwa zum Flußufer hin; die Stelle, wo die Frauen Wasser holen, der Badeplatz, gehört dazu. — Ich erinnere mich an eine Szene mit den Buben am Flußufer: Die Äste eines hohen Baumes ragten weit über das Wasser; von einem solchen Ast hing eine Liane gleich einem Seil herab. Einer der Buben faßte das Seil, schwang sich weit hinaus über das Wasser und ließ sich dann fallen. Die Kameraden folgten ihm sogleich, sie schwammen ans Land zurück und wiederholten das Spiel lange Zeit. Ihre Kühnheit konnten wir beobachten bei unserem Badeplatz, einem tiefen Tümpel unter einer mächtigen Steilstufe im Fluß. Knaben, diesmal allerdings schon größere, sprangen von der zackigen Felswand in den Tümpel. — Die Jagd wird den Buben bereits zum Lebensinhalt, wenn auch das Wild vorerst nur aus Mäusen und Vögeln besteht. Auch sie erzählen schon im Kreise ihrer Kameraden teils tatsächlich erlebte, teils ihrer Phantasie entsprungene Jagdabenteuer. Dabei zeigte der kleine Iran in Kubenkrãkein, wie er den Bogen spannte, wie er zielte, wie er schoß. Klatschend schlug er sich mit der Linken an die Brust, ließ die Rechte sinken und rief dabei «pa, pa, pa» = ich tötete, tötete, tötete. Bei allen Unternehmungen und Abenteuern schließen sich die Buben in Gruppen zusammen. In jeder Gruppe ragt immer der eine oder andere hervor. Die Familie, von der das Kind stammt, spielt dabei wohl eine gewisse Rolle. So hat natürlich der «benjadori-kra» = der Häuptlingssohn seine Bedeutung. Aber entscheidend für die

Führung ist auch schon bei den Kindern persönliche Unternehmungslust, Kraft, Klugheit, Mut und Phantasie.

Buben und Mädchen ahmen auf dem Dorfplatz stundenlang den festlichen Tanz und Chorgesang der Erwachsenen nach. Sie stehen aufmerksam herum, wenn die Männer auf einem Platz außerhalb des Dorfes den Schmuck für das Fest vorbereiten. Sie sind nicht nur begeisterte Zuschauer beim Fest, sondern auch schon Akteure. Mit Geduld lassen sie sich lange für ihre Festesrolle schmücken und bemalen und alle notwendigen Prozeduren über sich ergehen. Mit ganzer Hingabe führen sie dann auch ihre Rolle durch. Bei einem großen Fest, das ich in Kubenkrãkein im Jahre 1956 miterlebte, trat ein junger Mann in der Maske des Jaguars auf. Bei dem großen Einzug der Tänzer sah ich hinter dem Jaguar zwei festlich geschmückte Buben schreiten, gleich ihm mit langen schleichenden Schritten und unter schwingenden Armbewegungen; die beiden Drei- bis Vierjährigen verkörpern mit aller Inbrunst die «robkrore-kra», die Jaguar-Kinder. Bei dem großartigen Fest «Pemp», das ich als erster meiner Rasse in seinem ganzen Ablauf erleben konnten, waren kleine Knaben, die Pemp; nach einem Ausdruck aus der brasilianischen Folklore waren sie «donos da festa» = Herren des Festes. Bei den Festen der Kayapó ist alles symbolhaft und selbst für die Mitwirkenden mit dem Schleier des Geheimnisses umhüllt. So wird schon das Kind in den mystischen Raum des indianischen Festes hineingezogen.

Die Erziehung des Kindes liegt vornehmlich in der Hand der Mutter. Das Mädchen, auch die Jungfrau und später die Frau, bleibt im Haus der Mutter. Der Knabe hingegen verläßt in einem Alter von ungefähr 10 Jahren als «me-okre» (= gemalt nach dem Ritual der Männer) das Heim der Mutter und er findet Aufnahme im ngob, dem Männerhaus (Banner, 1952, S. 455 ff.). Es beginnt jetzt für ihn der Ernst des Lebens, eine spartanische Erziehung zum indianischen Persönlichkeitsideal des starken Mannes. In harter Lehrzeit begleitet er die Männer und lernt von ihnen das Jagen und Fischen, die Arbeit in der Pflanzung und die alten Überlieferungen des Stammes. Er lernt von ihren Festen und Tänzen und deren Vorbereitung; er lernt das Anfertigen der Bogen und Keulen und aller anderen Waffen. Auch Mutproben werden von den Knaben verlangt, etwa die, daß sie von einem hohen Baum einen Wespenschwarm holen sollen. Der Häuptling ritzt ihnen Arme und Beine mit Fischzahn = «tep-dyua», um ihre Muskelkraft zu stärken. In der Reifezeremonie, die den Jüngling zum Manne und Krieger machen soll, findet eine Zusammenfassung all dieser Bemühungen zur Formung der Persönlichkeit statt. Das ganze indianische Leben wird hereingenommen in diese Aufgabe, die sich in der Abgeschlossenheit von den anderen vollzieht. Dabei wird auch eine große Jagd der Kandidaten und ihrer Betreuer abgehalten. Jeder der Kandidaten hat einen eigenen «krom», einen Paten, mit dem er in innigstem Kontakt steht. Auch das vor allem heilige Vätererbe, der Schatz ihrer Mythen, wird in einer Überschau nochmals vermittelt und in kontemplativer Sammlung empfangen. Der Vergleich mit geistlichen Exerzitien drängt sich auf, wenn man die Jungmänner mit ihren Paten auf dem Dorfplatz ruhig und schweigend am Abend auf langen Palmenblättern sitzen sieht. Zum Zeremoniell der Schlußphase gehört auch die Darstellung eines mystischen Todes des Jünglings und sein Auferstehen zum vollen Leben des Mannes. Den Triumph indianischen Lebens zeigt das strahlende Schlußfest «me-i-tukre», mit dem die Reifezeremonie ausklingt.

II.

Die Frau als Persönlichkeit

Das Kriterium der indianischen Gesellschaft für die Wertung der Persönlichkeit ist vor allem deren Kraft, das Idealbild ist also ein männliches. Deshalb wird in dem Kapitel, das die Beziehungen der Persönlichkeit zur Gemeinschaft behandelt, hauptsächlich vom Manne die Rede sein. Es muß aber darauf hingewiesen werden, daß bei der Bewertung der männlichen Persönlichkeit deren Verhalten zur Frau mitentscheidend ist. Während unseres langen Zusammenlebens mit den Indianern kamen wir zur Überzeugung, daß die Klasse der «me-ben-get» = wörtlich «Männer, die alt sind», der alle Männer angehören, die Frau und Kinder haben, die meisten allgemein anerkannten Persönlichkeiten besitzt, ja die führende Schicht der Gemeinschaft darstellt. Die Frau erscheint dabei durchaus nicht in eine untergeordnete Stellung hinabgedrückt.

Wir haben bereits festgestellt, daß die Frau von Kindheit an im Heim der Mutter bleibt. Das Heim, die Familie ist der Hauptbereich, in dem die indianische Frau ihre Persönlichkeit entfalten kann. Durch ihre Tätigkeit für das Heim wirkt sie für die Gemeinschaft aller. Ihre Tatkraft, ihr Einsatz für die eigenen Angehörigen verschafft ihr die Anerkennung aller. Neben dem Gatten bleibt ihr immer noch Raum und Selbständigkeit, ein eigenes Leben zu führen. Ist es doch sogar die Mutter, die den legitimen Gatten für die Tochter auswählt. Das heißt auch, daß man der Mutter das nötige Wissen zumutet, die genaue Kenntnis der vielen Eheverbote und -gesetze, die in der so differenzierten indianischen Gesellschaft bestehen und deren Übertretung Unheil über das junge Paar bringen würde. Der Gatte der Tochter zieht dann in das Haus seiner Schwiegermutter. Die Frau ist auch während ihrer Ehe von der eigenen Sippe umgeben und genießt deren Schutz.

Bei der Wertung der weiblichen Persönlichkeit steht die Mutterwürde im Vordergrund. Die Erziehung der Kinder liegt ja fast zur Gänze in der Hand der Mutter. Schwer ist auch die Last der ihr überlassenen Arbeit. Selbst die Arbeit auf der Pflanzung obliegt zum Großteil der Frau. Der Mann legt nur die Rode-Fläche an; er fällt die Bäume, er bricht die Äste und brennt sie nieder; aber das Pflanzen, das Bearbeiten und Ernten ist in der Hauptsache Aufgabe der Frau. Nach dem Mythos von der Tochter des Regens war es eine Frauengestalt, die in der Urzeit den Indianern zeigte, wie man eine Pflanzung anlegt, und sie den Feldbau lehrte. Es war die Tochter des Bebgorórotí, der nach seiner Verwandlung und seinem Aufstieg in den Himmel «Na», Regen, Gewitter, heißt. Sie war mit einem Indianer vermählt und hatte Kinder. Als einmal die ganze Familie Hunger litt, ließ sich die Frau durch ihren Gatten mit Hilfe einer elastisch schwingenden Palme in den Himmel hinaufwerfen. Dorther brachte sie von ihrem Vater die wichtigsten Nahrungsmittel: Manjok, Süßkartoffeln, Mais und Bananen. Sie zeigte ihrem Mann und den Dorfgenossen, wie man diese Früchte pflanzt, und lehrte sie damit den Feldbau (vgl. Banner 1957, S. 40 f.; Métraux 1960, S. 17 f.).

Wieder ist es auch eine mythologische Frauengestalt, der nach dem Mythos «Wie sie die Nacht suchen gingen», «akamot-kot-dya», die Indianer die Nacht verdanken. Sie zeigt ihnen den Weg zu ihrem Vater, Dyoibegró, der weit, weit draußen in der Steppe wohnt. Von ihm bringen sie in einer Kalebasse die Nacht (vgl. Métraux, 1960, S. 19). Früher haben sie nur den Tag gekannt mit seinem harten, grellen Licht. Von

einer Frau erhalten sie nun die Nacht, in der sie schlafen können, und die mit ihrem keuschen Dunkel auch die Vereinigung zweier Liebender verhüllt, die Zeugung eines neuen Menschen. So ist das indianische Idealbild für die frauliche Persönlichkeit ein Bild der Mutter mit all ihrer Tatkraft und der Sorge um das Wohlergehen der Familie, mit zarter Liebe zum Gatten und zu den Kindern, aber auch zum Geliebten.

Eine Ausweitung erhält der Raum für die Entfaltung der weiblichen Persönlichkeit durch die feste Gemeinschaft, die zwischen den Frauen besteht. Und hier kommen in das indianische Frauenbild stark männliche Züge, wie sie das indianische Ideal vom Menschen mit sich bringt. Besonders zeigt sich dies überall dort, wo die Frau im öffentlichen Leben auftritt und wo sie mit dem Mann rivalisiert.

Gemeinsam gehen die Frauen zur Arbeit in die Pflanzungen und zum Sammeln wilder Früchte in den Wald. Ihnen gehört das Dorf, während die Männer wochenlang auf einem Jagdzug weilen. Gemeinsam treten die Frauen auf bei dem großen Fest «Me-biog», das mit Tanz verbunden ist und das eine Feier der Erinnerung an Urzeitgeschehen darstellt. Bei solcher Darstellung übersteigerten Lebens erhöht sich ihr Selbstbewußtsein.

In dieser Frauengemeinschaft werden einige zu Führerinnen. Natürliche Eigenschaften — wie Körperkraft und Schönheit — spielen für diese Auszeichnung eine Rolle, genauso gut wie die Zugehörigkeit zu einer mächtigen Familie. Die Häuptlingsfrau, der weibliche Häuptling «benyadyori-ni», hat ein selbstverständliches Prestige; dabei kann es aber ohne weiteres sein, daß die Frau eines längst verstorbenen Häuptlings bedeutend mehr Ansehen genießt als die des lebenden. Auch die Frau des Medizinmannes besitzt ein natürliches Vorrecht. Aber zur vollen Anerkennung gehört mehr. Anerkennung verschafft vor allem die Tatkraft, die Stärke, die Zuverlässigkeit, die Entschlossenheit ein Unrecht zu rächen, das ihr selbst oder der Gemeinschaft widerfahren ist. Die mütterlichen Züge des indianischen Frauenbildes werden ergänzt durch harte männliche Linien. Nach dem Mythos vom schönen Birá haben die Männer in grauer Vorzeit den schönen Birá, einen Liebling aller Frauen, in einen Tapir verwandelt, das kostbare Wild getötet und den Frauen als Braten vorgesetzt. Aufs tiefste in ihren Gefühlen beleidigt beschließen die Frauen ihre Rache nach dem Rat einiger starker Führerinnen. Sie schicken ihre Männer zur Jagd in den Wald. Sie selber begeben sich an das Flußufer, stimmen einen Zaubergesang an und stürzen sich in die Fluten, dabei verwandeln sie sich in Fische. Erbarmungslos lassen sie ihre weinenden Kinder im Stich.

III.

Persönlichkeit und Gefühlsleben

Die Äußerung von Gefühlen mindert nicht den Wert der Persönlichkeit und wird auch nicht als Schwäche angesehen, sofern nur das Motiv, die Art und Weise der Äußerung nach der indianischen Mentalität gerechtfertigt erscheint. Auch «pumá, pumaia» = die Angst findet man immer dann verständlich, wenn sie durch einen weit überlegenen Feind, durch außermenschliche oder übermenschliche Kräfte hervorgerufen ist, so «kané pumaia», die Angst vor der Krankheit, «mekaron pumaia», die Angst vor Totenseelen. Selbst der Mann schämt sich nicht der Tränen, etwa beim Anblick seines kranken Kindes. Tränen werden auch aus Freude vergossen, ja sogar im Übermaß ästhetischer

Gefühle; so standen Tränen in den Augen des Häuptlings Oket, als er nach langer Abwesenheit von einer Anhöhe aus die weite Steppe in der Nähe seines Dorfes Kubenkrãkein wiedersah. «kapot apatoit kumrent!» Die Steppe ist mächtig, wahrhaftig, rief er aus.

Ein Freund, der nach langer Abwesenheit zurückkehrt, wird weinend begrüßt. Man legt dabei die Hände um seine Hüften oder man lehnt den Kopf an seine Brust. Man trauert dabei gemeinsam über die Menschen, die in der Zeit seiner Abwesenheit gestorben sind und die beiden lieb waren, man empfindet noch einmal den vergangenen Trennungsschmerz und die Sehnsucht «oamá», das Heimweh nach dem teuren Abwesenden. Ebenso werden beim Abschied des Freundes vor einer langen Trennung weinend alle diese Gefühle vorweggenommen. Stark ausgeprägt ist das Gefühl für Scham, das der indianische Ausdruck «pyam» bezeichnet. Das Geschlechtsleben der Indianer ist überaus intensiv. Auch in den Mythen wird oft der Akt des Beischlafes genau beschrieben und auch dort immer als in der Verborgenheit geschehend dargestellt, so daß es schwer ist, die Liebenden zu überraschen. Nur sehr selten wird man bei den Kayapó zwei Menschen Zärtlichkeiten austauschen sehen. Das Gefühl der Scham betrifft nicht nur den Sexus, sondern es zeigt sich auch in der Scheu, andere einen Blick in die eigene Seele oder in das Geheimnis einer Gemeinschaft tun zu lassen.

Es ist einfach unnachahmbar, wie sich die Züge eines indianischen Antlitzes verändern können durch das Gefühl des Zornes = «ngru». Schweigend und rachebrütend in sich selbst verschlossen können sie tagelang umhergehen. «kone» ist die einzige Antwort für den Neugierigen. Man könnte dies übersetzen mit «ich weiß es nicht, ich will es nicht wissen, ich will nicht antworten». Am heftigsten sind die Gefühlsausbrüche der Frau. Durch Mark und Bein dringen ihre Schreie nachts durch das Dorf beim Tode ihres Kindes oder eines lieben Verwandten. Kaum verständlich bei den schrillen Tönen enthalten sie meist eine leidenschaftliche Anklage und Drohung gegen den vermutlichen Urheber des Leides. Unnachahmbar ist auch das laute pathetische Schluchzen der Frauen, das immer wieder anschwillt und abebbt, bis es in leisem Weinen verhallt. Am offenen Grab des geliebten Verstorbenen fügen sich die Frauen auch selbst schwere Verwundungen am Kopf und an den Brüsten zu, in realistischem Mitleiden mit dem Toten. Einmal sah ich, wie sogar ein Mann, der Häuptling Tut aus Gorotire, beim Tod seines Kindes auf dem Boden kauernd sich mit einem schweren Holzklotz solche Verwundungen zufügen wollte. Allerdings geschah das nicht draußen in der Öffentlichkeit, sondern während das tote Kind noch in der Hütte lag. Seine Freunde mußten ihn gewaltsam daran hindern, sich schwer zu verletzen. Nach der Mythologie der Kayapó war es ein gewaltiges Zwillingspaar, dem die Indianer auch verdanken, daß sie ein starkes Volk geworden sind, das sie das laute Weinen aus heftigem Schmerz lehrte. Als sich die beiden Zwillinge darauf vorbereiteten, ein Ungeheuer aus dem riesigen Volk der Menschenfresser = «kuben-kókre» zu bekämpfen, da überraschte das Ungeheuer Nyeti noch einmal das Dorf und tötete einen Neffen der Zwillinge. Da zeigten die Zwillinge den Indianern das heftige, gewaltsame Weinen; seither weinen ihre Frauen nicht mehr so schwächlich wie etwa die meisten Frauen der Urwaldsiedler (vergl. Banner, 1957, S. 54).

Allgemein kann gesagt werden, daß eine besondere Gefühlstiefe und auch eine Gefühlsbetontheit der äußeren Verhaltungsweisen in den verschiedenen Lebenslagen

kennzeichnend für die indianische Persönlichkeit ist. Sie ist auch einer der Gründe für die Anerkennung, die diese in ihrer gesellschaftlichen Umwelt findet.

IV.

Der führende Mann

Die Gesellschaft, der die Kayapó angehören, ist nicht etwa der ganze Stamm, sondern eigentlich nur «krimet», die Dorfgemeinschaft. Die Angehörigen der Dorfgemeinschaft nennen sie nach ihrer Selbstbezeichnung «mebemokré». Wie bereits erwähnt, wurden sie nach dem Mythos schon in der Urzeit durch ein gewaltiges Zwillingspaar zu einem Volk der Starken. Damals wurde das Volk von einem mächtigen Adler, dem Herrn der Vögel, bedroht. Das Ungeheuer kam durch die Lüfte und holte sich wahllos seine Beute aus dem Kreis der schwachen, kraftlosen Menschen. Da erwuchsen in den beiden Zwillingen die Rächer. In einem Haus aus Stämmen unter dem Wasser großgezogen, erlangten sie durch mannigfache Entbehrungen übermenschliche Kräfte. Sie töteten das Ungeheuer, sie machten die «mebemokré» zu einem starken Volk, sie regierten als Anführer je eine Dorfhälfte. In der Mitte des kreisrunden Dorfplatzes bauten sie ein Männerhaus «ngob», von dem eine Kraft ausstrahlen und das ganze Volk unüberwindlich machen sollte. Im Männerhaus werden die Knaben schon vom 10. Lebensjahr an aufgenommen und erhalten ihre strenge Erziehung; hier wohnen die Jungmänner und die unverheirateten Männer, hier sind fallweise alle Männer versammelt. Sie erzeugen hier ihre starken Bogen und gewaltigen Keulen, beraten mit den Häuptlingen, bereiten eine große Jagd vor, einen großen Fischfang oder ein Fest und fassen die für die Gemeinschaft gültigen Entschlüsse. Es gibt heute zwei Dorfhälften, die je von einem Häuptling angeführt werden, wie dies besonders klar im Dorfe Kubenkrãkein, in dem die Indianer ihr urtümliches Leben weiterführen, zum Ausdruck kommt (vgl. auch für den Gé-Stamm der Apinyaé Nimnendaju, 1939, S. 21 ff.).

Das Idealbild dieser Gesellschaft ist, wie wir wieder und wieder erlebten, das Bild des starken Mannes. Die Prädikate, die der Starke gewinnen kann, sind «meõ-toit», der mächtige, der kräftige, der starke Mann, aber auch «meõ-dyokre», der tapfere, der wilde Mann. Trotz einer weitgehenden Differenzierung und sozialen Gliederung, trotz verschiedenster Bindungen durch verwandtschaftliche und verwandtschaftsähnliche Beziehungen ist — wie es uns zum Erlebnis wurde — innerhalb der indianischen Gesellschaft der Entfaltung der Persönlichkeit durchaus freie Bahn gewährt.

Unter dem Prädikat «toit» sind Eigenschaften gemeint wie Gesundheit, durch lange Übung ertüchtigte Körperkraft und Geschicklichkeit, aber auch Weisheit durch lange Erfahrung. Als äußeres Zeichen tragen die «me-ben-get» eine mächtige Lippenscheibe. Sie sind, wie bereits erwähnt, die eigentlich führende Klasse des Volkes; ihr gehören, wie unsere Forschungen ergaben, die Männer an, die Frauen und Kinder haben, aber auch unverheiratete Männer im Alter von etwa 35 Jahren und darüber. Auf Erfahrung und Kraft beruht ihr Vorrang. Sie sind die in vielen Kämpfen erprobten Krieger, die großen Jäger, die schon viele Abenteuer bestanden haben. Ihre Reife und der Besitz einer eigenen Familie geben ihnen allein schon eine natürliche Überlegenheit. Ihren Reihen gehören die meisten Persönlichkeiten an, die allgemeine An-

erkennung finden. Wenn sie nicht bei allem mitmachen, was die jungen Männer «menoro-nure» unternehmen, so geschieht es gerade deshalb, weil sie es nicht mehr nötig haben, weil sie die Überlegenen sind. Auch wenn sie sich bei den Festen — wenigstens in ihrer Mehrheit — oft im Hintergrund halten, so sind sie doch diejenigen, die alles festgelegt haben, die alles bestimmen und mit dem Sinn des Ganzen am besten vertraut sind. Als im Jahre 1957 vom Feld heimkommende Frauen bestürzt und an allen Gliedern zitternd das Herannahen fremder Indianer meldeten, beobachteten wir, wie die «me-ben-get» mit souveräner Überlegenheit die Kampfesvorbereitungen trafen, die Kampfgruppen auch der Jungen zusammenstellten, die Waffen revidierten und an der Spitze der Gruppen auszogen.

Die meisten von ihnen tragen auch in feinen schwarzen Strichen eine Tätowierung auf der Brust, die bedeutet, daß sie bereits einen Feind getötet haben. Das begehrte Zeichen ist Ausdruck für das Ideal der Kraft, für eine Realisierung des Prädikates «dyokre», wild, gewalttätig. Auch die Schwarzfärbung des Körpers mit Kohle für den Krieg oder einen langen Jagdzug soll diese Eigenschaft ausdrücken; sicher handelt es sich dabei viel weniger darum, durch ein grauenerregendes Aussehen die Feinde zu erschrecken, als vielmehr sich selbst und allen anderen mitzuteilen, daß man durch Kasteiungen und viele Kämpfe zum wilden Krieger geworden ist (vgl. dagegen die düstere Schilderung von Banner 1961, S. 17). «dyokre» = stark, wild, bedeutet aber auch die Fähigkeit zu raschen, selbständigen Entschlüssen und Entscheidungen, die Initiativkraft zugunsten aller anderen. «toit» = mächtig, bedeutet auch Klugheit, Fähigkeit zur List für eine erfolgreiche Jagd und großes Wissen. Mächtig ist man bei einem schriftlosen Volk auch besonders durch die Gabe der Rede. Dazu gehört auch die Unterhaltungsgabe, die sich im fröhlichen Beisammensein von Freunden oft erfreulich bemerkbar macht.

Die ganze Bedeutung der Persönlichkeit der indianischen Gesellschaft läßt sich ermessen in der Gestalt ihrer Führer und Häuptlinge «benyadyori». Sicherlich spielt bei der Wahl des Häuptlings die Familie des Kandidaten eine Rolle. Der Häuptlingssohn, der Häuptlingsneffe verfügt über einen natürlichen Vorsprung. Aber entscheidend für den Ausgang der Wahl wird letzten Endes die kraftvolle Persönlichkeit des Häuptlingskandidaten selber sein, die alle oben geschilderten Eigenschaften besitzt und die das Volk im Sinne der indianischen Ideale als ein wehrhaftes Volk zu führen verspricht. Jedem der beiden Häuptlinge untersteht eine Dorfhälfte, deren «me-ben-get» in ihm ihren direkten Anführer haben.

Neben den Häuptlingen kann auch ein anderer kraftvoller Mann sich zum Führer einer Gruppe emporschwingen. Eine solche Persönlichkeit war etwa neben den beiden Häuptlingen Ngroi und Oket der Mann namens Tekrére. Ein Mitglied einer derartigen Sondergruppe nennt man dann einen Mann des betreffenden Anführers. Also z. B. «Tekrére-meõ» = ein Mann des Tekrére.

Die Häuptlinge fassen gemeinsam die Beschlüsse, von denen die Dorfgenossenschaft in ihrer Gänze betroffen wird. Eine gewisse Rivalität unter ihnen erhöht sicherlich nur ihre Tatkraft. Es kann auch sein, daß einer der beiden Häuptlinge kraft seiner Persönlichkeit ein entscheidendes Übergewicht in der ganzen Gemeinschaft erhält, ja daß seine Bedeutung auch über diese Gemeinschaft hinausreicht. Bei den weit entfernten India-

nern des Unterstammes der Krenkatí am Fluß Curuá hörte ich viel reden von dem berühmten Häuptling Ngroi aus dem Dorf Kubenkrãkein, dem Benyadyori-raid, dem großen Häuptling.

V.

Im Lichte des Ethos

Rednergabe ist eine Voraussetzung für den Gewinn von Einfluß innerhalb der indianischen Gesellschaft. Sie ist eine Grundbedingung für die Erlangung der Häuptlingswürde. Ein häufig auftretender Redner auf dem Dorfplatz ist auch der Medizinmann «wayangari». Im Sinne der Möglichkeit freier Persönlichkeitsentfaltung kann jeder aus der Klasse der «me-ben-get» auf dem Dorfplatz reden, sofern er dazu befähigt ist und etwas zu sagen hat. Die Jagderzählungen eines großen Jägers gehören zu den üblichen Reden; ist doch die Jagd von größter Bedeutung im indianischen Leben. Die Rede ist mit schauspielerischer Darstellung verbunden; mit Kopfstimme redend wird der gefährlichste Feind des Jägers, der Jaguar, gespielt. Meisterhaft stellt der Erzähler auch dar, wie er ihn am Schluß des Kampfes schonungslos tötet.

Die meisten Reden sind direkt oder indirekt ein leidenschaftlicher Aufruf zur Wehrhaftigkeit, zu einer Haltung im Sinne des Ideales vom starken Mann. Dieses eine Ziel verfolgt der Redner, wenn er von großen Taten der Ahnen berichtet, wobei auch eine tiefe Liebe zur eigenen Heimat mitschwingt. Er fordert dazu auf, dem Ethos der Väter treuzubleiben. — Es geht um die Erhaltung der Wehrkraft, wenn man ausführlich von gefährlichen Feinden erzählt. So hörten wir in Kubenkrãkein immer wieder über die Mekrãnoti, sie nannten es «Mekrãnoti yarén» = die Lehre von den Mekrãnoti. — Das ganze bewegte indianische Leben spiegelt sich in dem Vortrag wider (vgl. dazu auch Koch-Grünberg, 1921, S. III). Der Redner hält eine Waffe in Händen, Symbol der Bedeutung dessen, was er zu sagen hat, und Mittel zur Veranschaulichung des Geschehens und zur Unterstützung der Mimik. Der Redner geht auf und ab. — Am Abend, wenn alles schon still geworden ist, macht einer der Häuptlinge die Runde auf dem Dorfplatz und wiederholt sich mehrmals, damit alle ihn hören können.

Der Häuptling spricht auch häufig von der Arbeit, und zwar von der Arbeit der Männer, von der Arbeit der Frauen, ja auch von der Beschäftigung und dem Spiel der Kinder. Wenn er die Arbeit der Männer behandelt, so redet er von einer bevorstehenden großen Jagd, von einem großen Fischzug, von einem notwendigen Einsatz zur Bereitung einer Rodefläche: dem Fällen von Bäumen, dem Niederbrennen der trockenen Stämme und Äste auf der neuen Pflanzstätte nach der Trockenzeit. Neben einem Arbeitsprogramm — etwa für den nächsten Tag — enthält seine Rede immer auch etwas vom Ethos der Arbeit. Auch für die Kayapó-Indianer möchte ich mich durchaus der Ansicht von Professor Baldus anschließen, wonach es völlig verfehlt wäre, anzunehmen — wie dies so oft über Indianer behauptet wurde —, daß die Indianerin zur Arbeitssklavin erniedrigt werde, der Mann dagegen sich lässig jeder Arbeit enthalte, ja diese sogar unter seiner Würde finde (Baldus, 1958, S. 18). Die indianische Arbeit entspricht durchaus ihren Umweltsbedingungen. Auch gibt es keine Unterscheidung von Arbeit und Freizeit, da beides in vollem Ausmaß zum Lebensinhalt gehört. Die Arbeit ist sehr häufig lustbetont. Es ist ein besonderer Ansporn, wenn die Aufgabe groß ist, wenn sie eine Kraftprobe darstellt. So schildert der Häuptling, wenn er von der Jagd spricht, die

Schwierigkeiten, die Entfernungen, die zu überwinden sind, er spricht von der Zahl der Wildschweine, die gesichtet wurden usw. Jagd und Fischfang, die überragende Bedeutung in ihrem Leben haben, sind für die Indianer an und für sich schon mit höchstem Lebensgefühl verbunden. Darüber hinaus sind große Jagd- und Fischzüge auch in den Rahmen mancher Feste organisch eingefügt.

Oft geht es in den Reden, vor allem denen der Häuptlinge, auch um gut «meitire» = schön, gut — und böse «punúre» = häßlich, schlecht, «atyuére» = ganz häßlich, ganz böse, verbrecherisch. Häufig knüpft der Häuptling an ein aktuelles Geschehen an und hält so den Dorfgenossen ihre Fehler vor. Oft bildet dies den Inhalt der ganzen Rede, wenn es die Bedeutung des Verbrechens erheischt. Immer wieder hält der Häuptling einmal den Männern, ein anderes Mal den Frauen und wieder einmal den Kindern regelrechte Standeslehren. Der Ausdruck «kwarikwai» = du sollst nicht, es soll nicht sein, kehrt dann immer wieder. Angeprangert wird der Totschlag und Mord, soweit er nicht in Ausübung einer gerechten Rache geschieht, ebenso auch das Vergehen an der Frau des anderen, der Frauenraub, auch das Begehren «meõ-pron pram», wörtlich der Hunger nach der Frau des anderen. Angeprangert wird der Diebstahl, der Raub in den Pflanzungen eines anderen, der Raub von Festschmuck und Perlen in Abwesenheit der Dorfgenossen, die Lüge und — ein sehr häufiges und auch nicht ungefährliches Delikt — das böse Reden, die Verleumdung. Leidenschaftlich kann die Rede des Häuptlings auch werden, wenn etwa beim Ausbruch einer schweren Krankheit, einer Seuche, ein böser Zauberer, der durch das Gift seines Zaubers das Übel heraufbeschworen hat, entlarvt werden soll. Ein ganz großes Verbrechen kann nur in der Blutrache seine Sühne finden. Aber wir wurden Zeuge davon, daß der Häuptling selbst da seine ganze Redekunst aufbot, um zwischen den streitenden Parteien im Interesse der Allgemeinheit Frieden zu stiften.

Es drängt sich die Frage auf, wie es bei dem Ideal der Kraft, der Wildheit, der Gewalttätigkeit, um die sittliche Verantwortung der hervorragenden Persönlichkeit bestellt ist. Stehen jene, die als die Starken gelten, etwa als Übermenschen jenseits von Gut und Böse? Sicherlich hat es auch in der indianischen Gesellschaft der Kayapó das eine oder andere Mal Usurpatoren gegeben, die sich über Sittengesetze hinwegsetzten. Aber grundsätzlich ist zu sagen, daß das Prädikat «dyokre», das ein Kriterium für die anerkannte Persönlichkeit darstellt, in dem Augenblick «punúre» = häßlich, böse wird, sobald sich diese Persönlichkeit über Sittengesetze, die für die ganze Gesellschaft verpflichtend sind, hinwegsetzt. Der Zorn, «ngru», der immer wieder auch in der Mythologie als Quelle großer Taten gepriesen wird, ist in dem Augenblick verächtlich, wo ihm ein gerechtes Motiv fehlt. Die Rache gehört irgendwie in den Sittenkodex; sie wird verächtlich, sobald sie nicht in den ihr eingeräumten Grenzen bleibt. Alle Gefühlsausbrüche bei der Frau oder beim Mann werden dann verabscheuungswürdig, wenn sie von der Allgemeinheit als hemmungslos gewertet werden müssen. Freilich spielt auch in der indianischen Gesellschaft die Wahrung des äußeren Scheines eine große Rolle, und man begnügt sich häufig damit. Alle großen Persönlichkeiten der Klasse der «meben-get», vor allem die Häuptlinge, die ich kennenlernte, legten Wert darauf, daß jedermann glaube, sie lebten nur mit einer einzigen Frau, wenn das sicherlich auch nicht immer den Tatsachen entsprach (die Kayapós sind monogam). Das ändert aber

nichts an der großen Linie. Wenn man das Ideal ins Auge faßt, ist nur die wirklich sittliche Persönlichkeit stark, jene, welche die indianischen Sittengesetze und Tabu-Vorschriften der indianischen Mentalität entsprechend erfüllt.

VI.

Persönlichkeit und Weltanschauung

Wissen verleiht Macht in der Gemeinschaft, ganz besonders, wenn es sich um ein für die Gemeinschaft bedeutsames Wissen handelt. So ist auch in der indianischen Gesellschaft die Persönlichkeit anerkannt, von der es heißt «mebemokré moia mari», er weiß der Indianer Dinge. «mari» heißt ursprünglich hören, aber auch wissen durch hören, vertrauen, glauben, weil man es erfahren hat. Der Indianer Dinge zu wissen bedeutet nicht nur, daß man versteht, etwa den großen Bogen anzufertigen, sondern unter den Dingen der Indianer ist auch ihre ganze Überlieferung zu verstehen, ihre Feste und deren Riten und Zeremonien, ihre Geschichten und ihre Mythen, ihre Weltanschauung und Weltdeutung (vgl. Lukesch, 1960, S. 629).

Dem Medizinmann schreibt man besondere Beziehungen zu übermenschlichen Kräften und Mächten zu. Man sagt von ihm «kuté mekaron mari», er kennt die Totenseelen (vgl. Diniz Soares, 1962, S. 9). Aber von allen großen Persönlichkeiten nimmt man an, und dies ist auch ein Grund für ihre Geltung in der Gemeinschaft, daß sie das geistige Erbe der Väter kennen.

Nach ihrer Weltanschauung nehmen die Kayapó die Welt als etwas Gegebenes hin. Alle ihre Erzählungen, Mythen und heiligen Geschichten beginnen mit «amre-be», das heißt «in alten Zeiten». Gemeint ist damit eine Urzeit, eine Zeit, in der schöpferische Welttaten geschahen, durch welche die gegenwärtige Seinsordnung und Seinsform gebildet wurde. Die Gestalten, die in der Urzeit als handelnd auftreten, sind Menschen aus ihrer Gemeinschaft oder vermenschlichte Wesen. Vor allem sind es Urzeitheroen, hervorragende Männer, aber auch Frauen. Auch Totenseelen und Geister treten als handelnd auf. Ebenso die «kuben punúré», wörtlich stammesfremde Böse, böse Wesen, die man sich als halb Tier, halb Mensch oder halb Tier, halb Pflanze vorstellt. Auch Tiere scheinen auf, vor allem der Jaguar, Fische und Vögel und ein Ungeheuer, das im Wasser lebt. Sonne und Mond sind Männer und gewaltige Jäger der Urzeit (vgl. auch für die Gé-Stämme Apinayé, Serénté und die östlichen Timbira Nimuendajú, 1939, S. 158ff.; 1946, S. 232). Überhaupt tragen alle diese Urzeitwesen, die bis in die Gegenwart wirken, durchaus menschliche Züge, nur haben sie eine erhöhte Vitalität und Wirkkraft. Sie alle führten die gegenwärtige Seinsordnung herbei. Die Weltanschauung der Kayapó ist stark diesseitig, der Tod bedeutet das Ende der wahren Freuden. Vage und düster sind die Vorstellungen vom Jenseits. Als Totengeister, als Schatten wandern die Totenseelen rastlos umher und sind von den Lebenden als Unheilbringer gefürchtet (vgl. Lukesch, 1956, S. 979ff.). Die überirdischen Wesen, an die sie glauben, sind nahezu alle den Menschen feindlich gesinnt. Die ganze Bedrohtheit ihres Daseins kommt damit zum Ausdruck, und ihr Weltbild weist stark fatalistische Züge auf (Lukesch, 1963, S. 141).

Eine große Persönlichkeit in der Dorfgenossenschaft wird nur der sein, der ganz von diesem Weltbild erfaßt ist. Die Persönlichkeiten sind ja auch jene, die mit ihrem ganzen Wissen, das sie aus der Überlieferung schöpfen, die Feste beschließen, vorbereiten

und mit ihrer Phantasie und mystischen Begabung gestalten. In den Festen wird ihr Weltbild dargestellt; sie sind Feiern der Erinnerung an die entscheidenden Welttaten der Urzeit, die nach indianischer Überzeugung in die Gegenwart hereinwirken. Ihr eigentliches Ziel ist eine Selbstbesinnung des indianischen Menschen.

Aber nicht nur das Wissen um die eigene Weltanschauung, die Kenntnis der Mythen und heiligen Geschichten verleiht der Persönlichkeit Bedeutung, sondern vielmehr der Umstand, daß sie diese Weltanschauung lebt. Die ganze Daseinsbedrohtheit, die in der Weltanschauung deutlich wird, drückt sich aus in der Kampfbereitschaft, der Angriffslust, der raschen Entschlossenheit, der Tatkraft, ja Gewalttätigkeit, die vom Indianer gefordert wird. Er soll aus den gleichen Motiven handeln wie die Urzeithelden bei der Schaffung der heutigen Seinsordnung, die er freudig bejaht.

Und da ist immer wieder im Dorf von einem Helden der Vorzeit die Rede, von Bebgorórotí, der einmal von den Dorfgenossen um seinen Anteil an der Jagdbeute betrogen wurde (vgl. Lukesch, 1961, S. 64ff.). Grollend und rachebrütend verließ er den Kreis der Gefährten; er ließ sich von seiner Gattin zum erstenmal schwarz färben, zum Zeichen, daß er große Taten vorhabe. Er holte sich aus dem Wald die erste mächtige Schwertkeule, er stieg zum Himmel empor, schwang seine Keule und schleuderte Blitze auf seine Verfolger. Er verwandelte sich in den Regen, das Gewitter, und tötete in Vollstreckung seiner gerechten Rache. Er erhält durch seine Verwandlung göttliche Kraft, erweist sich mitunter auch als Wohltäter, er bringt seiner Familie, die er auf Erden zurückläßt, das Feuer, er holt die Seinen später zu sich in die Welt über dem Himmelsdach. Als seine Tochter zur Erde niedersteigt, sich verehelicht und Kinder zur Welt bringt und dann vom Hunger getrieben bei ihm Hilfe sucht, schenkt er ihr die Früchte für die Menschen.

Diesem eindrucksvollen Vorzeithelden zu gleichen und ihm nachzuleben wird das Ziel jedes selbstbewußten indianischen Menschen sein. Wie dieser will er mit den Gefährten zu gemeinsamen Taten ausziehen, wie er erlittenes Unrecht blind und rücksichtslos rächen, wie er voll rührender Liebe für die Seinen sorgen und so gleich seinem Ideal alle Lebensgebiete beherrschen.

LITERATURVERZEICHNIS

BALDUS, HERBERT
1958 Die Jaguarzwillinge, Ursprungssagen und Märchen brasilianischer Indianer, Kassel.

BANNER, HORACE
1952 A Casa dos Homens Gorotire, Revista do Museu Paulista, nova série, vol. VI., São Paulo.
1957 Mitos dos indios Kayapó, Revista de Antropologia, vol. 5, Nr. 1. São Paulo.
1961 O Indio Kayapó em Seu Acampamento, Boletim do Museu Paraense Emílio Goeldi, série Antropologia, Nr. 13, Belém.

DINIZ, SOARES EDSON
1962 Os Kayapó-Gorotire, Boletim do Museu Paraense Emílio Goeldi, série Antropologia, Nr. 18, Belém.

DREVER, JAMES
1952 A Dictionary of Psychology, Harmondsworth — Middlesex.

KOCH-GRÜNBERG, THEODOR
1921 Indianermärchen aus Südamerika, Jena.

LUKESCH, ANTON
1956 Über das Sterben bei den nördlichen Kayapó-Indianern, Anthropos, vol. 51, Fribourg.
1960 Beiträge zur Weltanschauung der Kayapó, Akten des 34. Internationalen Amerikanistenkongresses, Wien.
1961 Bebgorórotí, eine mythologische Gestalt der Gorotíre-Indianer, Wiener völkerkundliche Mitteilungen, VII. Jahrg., Bd. II, 1—4, Wien.
1963 Die Auffassung des Mythos bei den Kayapó, Zeitschrift für Ethnologie, Band 88, Heft 1, Braunschweig.

MÉTRAUX, ALFRED
1960 Mythes et Contes des Indiens Cayapó (Groupe Kuben-Kran-Kegn), São Paulo.

MÉTRAUX, ALFRED, et DREYFUS-ROCHE, SIMONE
1958 La Naissance et la Première Enfance chez les Indiens Cayapó du Xingu, Miscellanea Paul Rivat, México.

NIMUENDAJÚ, CURT
1939 The Apinayé, Washington D. C.
1946 The Eastern Timbira, Berkeley and Los Angeles.

Biblioteca Digital Curt Nimuendajú - Coleção Nicolai
www.etnolinguistica.org